Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 25

Artikel: Der wunderliche Berg Höchst [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643872

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 25 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 22. Juni 1935

Vorsommer. Von Jacob Hess.

Das sind die Tage, da der Landmann oft
Zum Himmel späht, die Stirne sorgenschwer,
Weil hagelklirrend manchmal unverhofft
Gewittersturm erbraust vom Westen her.

Das sind die Tage, da die Aehre schwillt,
Die Wiese wogt, die erste Kirsche reift,
Da früher Sonntagsgang der Feldmark gilt,
Da stilles Freu'n das Menschenherz ergreift.

Das sind die Tage zwischen Blüt' und Frucht,
Da leuchtet safterfüllt das Sommergrün,
Die Zeit verhofft auf uralt ewger Flucht
Und sieht der Erde Antlitz wonnig glühn.

Der wunderliche Berg Höchst. Roman von Alfred Huggenberger.

Copyright by L. Staackmann Verlag G. m. b. H., Leipzig. 3

Ros hat sich jetzt wieder hingesetzt, hat aber vorher die Strickerei über den Tisch hingeschoben. Sie räkelt sich, reckt die Arme aus und lehnt sich, die Hände auf dem Hinterkopf zusammengelegt, an die Stabellenlehne zurück. Er findet, sie habe das nicht ungeschickt angestellt. Heimliche Fülle ... Er betreibt das Hinsehen in kurzen Abständen mit naschhaftem Wohlgefallen.

Sie läßt ihm Zeit. Sie läßt ihm reichlich Zeit. Was sie an der Balkendecke oben besonderes erspäht haben könnte, leuchtet ihm zwar nicht ein; aber fast noch weniger vermag er aus sich selber klug zu werden. Denn die Sache liegt nun wirklich und wahrhaftig so: Hannes Fryner fängt von ungefähr wieder ans Freien zu denken an, nicht etwa lau und mit halbem Begehren, nein, er fühlt sich gemach von einer schönen Unternehmungslust beseelt. Und wenn er sich auch keineswegs verhehlt, daß sein Verlangen vor allem ihrer blutwarmen Körperlichkeit gilt, so ist es ihm doch zumut, als habe er sich von einem aus purer Blödheit eingeschlagenen Seitenweglein wieder auf die bequeme, gerade Straße heimgefunden. Ja, er vermag sich im Stillen vorzureden: So einen leckern Apfel wird sich nicht jeder vom Heiratsbaum herunterbengeln.

Ueber seiner Einkehr und Bekehrung ist nur wenig Zeit vergangen, und doch ist Rose bereits etwas ungeduldig. „Mich nimmt bloß wunder, was da zu guter Letzt noch herauskommt", läßt sie sich mit aufmunternder Vertraulichkeit vernehmen. Und er nimmt die Gelegenheit ohne Säumen wahr, an ihre Rede sein neulich in den Vordergrund getretenes Anliegen anzuknüpfen, wieder mit einer treuherzigen Lüge verbrämt: „Jetzt kommt heraus, was eigentlich im Anfang hätte herauskommen sollen, halt wenn ich nicht zu sehr verdattert gewesen wäre. Ich hab' dir, kurz und gut gesagt, heute so nebenbei, weil wir doch miteinander zu Gevatter stehen müssen, einen Heiratsantrag machen wollen."

„Nur so nebenbei?" fragt sie, kein bißchen überrascht, und ohne ihre vorteilhafte Stellung vorläufig aufzugeben.

„Hm — man kann auch sagen: im Ernst." Er bringt es nicht fertig, seine Augen von ihren steilen Brüsten wegzutun.

Sie kicherte leise in sich hinein. „Das ist aber zu lustig! Ich muß einfach lachen." Ja, und nun lacht sie heraus, nicht etwa gezwungen, nein, sie muß sich wirklich Gewalt antun, um sich wieder zurechtzufinden und zum Reden kommen zu können.

„Weißt du, warum ich so dumm tun muß?"

„Keine Ahnung."

Nun ist sie aufgestanden und dicht vor ihn hingetreten. „Ich lache nur, weil ich schon die längste Zeit gewußt habe, wo alles hinaus will. Ich lache, weil mein Onkel Urech bereits schon gestern abend für dich den Hochstand gemacht hat. Du hättest dir mein Jawort ganz gut bei ihm in der Wehrtanne holen können."

Hannes Fryner denkt bei sich: Jetzt wirst du allweg nicht das gescheiteste Gesicht schneiden. Wie sie aber so jung

und lebensbereit vor ihm steht und ihm mit den Augen gleichsam ihr ganzes Sein und Wesen schenkt, muß er sich, fast ohne Wissen und Wollen, von der Bank wegtun und ihr behutsam den Arm um den Hals legen. „Da hättest du mir aber doch etwas zu merken geben können."

Sie hält sich warm an seine Nähe. „Ich hab' halt nicht gemerkt, daß du so unmerkig bist. — Ja, das darf ich dir schon sagen: das Theater wäre mir jetzt bald verleidet. Ueberhaupt — wie kann einer so trocken dasitzen, wenn er doch aus einem wirklichen Grund gekommen ist! Grad als wenn du von Stein wärest und ich von Holz."

„Du bist aber nicht von Holz." Er spricht das im Tone redlicher Ueberzeugung. „Und was mich angeht, wirst du auch daneben geraten haben."

„Also — dann passen wir ja ganz gut zusammen."

„Das glaube ich auch."

Hannes Fryner hat diese Worte nicht leichthin dahergeschwatzt; es ist ihm wirklich zumut, als sei ihm unverhofft das Lichtlein der Erkenntnis aufgegangen.

Sie setzten sich nun in schönem Einigsein nebeneinander auf die Fensterbank. „Jetzt könnt' ich dir vielleicht sagen, was sich bei einem Taufe-Anlaß für den Götti schickt", bringt sie nach einer Weile neckisch vor. „Es schickt sich für ihn, daß er mit der Gotte hübsch artig ist und ihr auch ein paar Feuersteine kauft."

„Du kannst mich ja dann daran erinnern, wenn ich's vergesse. Und artig sein will ich auch."

„Aber doch nicht ganz so, wie jetzt — halt wenn es jemand sieht", mahnt sie lächelnd und blickt ihm wieder in die Augen wie vorhin, mit allen Sinnen. Dabei fällt ihm, fast wie durchs Fenster hereingeworfen, das Sprüchlein ein, das der Kleiner auf dem Ueberschyn einmal über die Ros gemacht hat: „Es ist kein Wunder, daß die ein bisselchen mehr als andere mit ihrem hitzigen Jungsein zu tun hat. Sie hat das von ihrer Mutter überkommen. Kann ich wissen."

Er hatte ihre linke Hand in seine breiten Tatzen genommen; trotz des vielen Schaffens ist die noch mollig und weich. Er kann es sich nicht versagen, ihren Aermel ein wenig zurückzustreifen, um fingernd die Armdicke zu messen, und sie findet sich mit diesen seinen Beschäftigungen gelassen ab.

„Auf dem Heiletsboden werden meine Arme dann wohl nicht runder werden", meint sie nach einer Weile. „Der Acker gegen die Wehrtanne hinaus muß um die Hälfte größer sein." Und dann spazieren ihre Gedanken gleich wieder in einer andern Richtung: „Ja, das hätt' ich dich nun doch schon lange gern einmal gefragt: Hast du nie mehr daran gedacht, wie du mich einmal auf dem Heimweg von der Schule aus dem Schnee ziehen mußtest? — Wie — nicht einmal auf das kannst du dich besinnen? Und bist damals schon in der sechsten Klasse gewesen, und ich erst in der dritten! Es ist doch ein Rutsch von der vorderen Brockenweide herabgekommen, bei einem Haar wär ich zugedeckt worden. Du hast mich herausgerissen und fast bis zum Ueberschynhöflein getragen, und bist dazu wie besessen gerannt, denn es sind oben immer noch mehr Schneerutsche losgekommen. Als ich beim Ueberschyngatter heulen mußte wegen der ausgestandenen Angst, hast du mir einen ziemlich groben Klaps gegeben und hast gesagt: „Warum habt ihr Maulaffen feil an einer Stelle, wo man nie sicher ist!" Sie kichert leise in sich hinein. „Heute würdest du mir den Klaps nicht mehr geben, gelt? Und zum durch den Schnee tragen wär ich dir allweg zu schwer."

„Das käme halt aufs Probieren an", sagt Hannes Fryner ziemlich protzig. Da steht sie bereits vor ihm, recht munter und unternehmend. Er zögerte nicht lange, sie in seine kräftigen Arme zu nehmen und die kurze Spanne bis zum Ofen und wieder zur Bank zurückzutragen. Er tut das mit sehr freundlichem Willen, gewiß, sie darf sich bei ihm wohl und geborgen fühlen. „Au — laß mich nur nicht fallen!" flüstert sie ihm ins Ohr, seinen Nacken krampfhaft umklammernd. Auch als sie nun bereits wieder fest auf ihren Beinen steht, ist die Angelegenheit für beide noch nicht ganz erledigt, sie verharren einstweilen in freundnachbarlicher Umarmung.

Ein schüchternes Klopfen an der Küchentüre läßt Rose erschrocken aufhorchen. Sie geht augenblicklich hinaus. Der Freier vernimmt nur einzelne Worte von dem, was draußen unterhandelt wird. Jetzt steht sie schon wieder vor ihm, sichtlich ungehalten, aber mit aufgesetzter guter Miene.

„Man muß es der Mutter zulieb tun", bringt sie zögernd vor. „Der Vater hat halt heute abend einen kleinen Dampf heimgebracht, es kommt ja nicht oft vor, aber er hat dann immer so Ideen nachher. Nun hat er scheint's einesmals auf die Decke gehauen und gesagt, es sei jetzt genug, der Schein von der Lampe an den Bäumen mache ihn nervös. Und wenn es nicht Luft gebe, wolle er selber herabkommen."

Hannes Fryner hat bereits den Hut in der Hand. „So, wird man da heimgeschickt?"

Ros hängt sich bittend an ihn. „Nicht von mir — du! Nicht von mir! Wenn du dich dann erst zu erkennen gegeben hast — so wie mir — wirst du gut Wetter bei ihm haben. Er kann doch jetzt noch nicht wissen, wie's von dir gemeint ist."

„Gut, geht man halt."

Die Ros bettelt nochmals, „Nicht übelnehmen, gelt! Nicht übelnehmen! Es ist gewiß nur der ungute Wein. Ich möcht' ja zu gern mit dir hinauskommen, doch er ist jetzt allweg am Fenster, dann würd' er mir am Ende noch den Marsch machen — oder gar beiden. Aber am Sonntag, am Sonntag, da wird es dann schön sein — du! Ich freue mich so!"

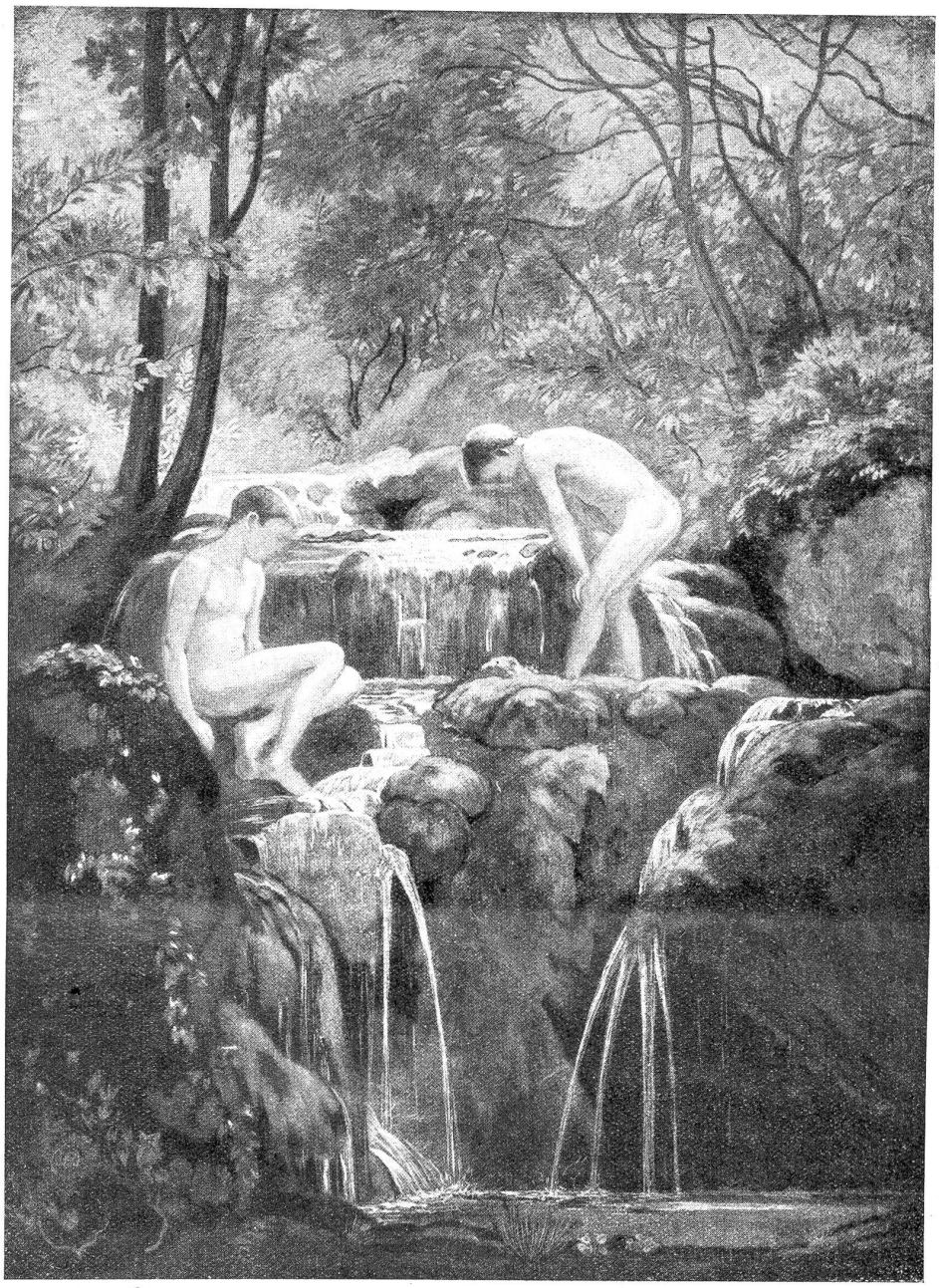
Sie schiebt ihn förmlich hinaus. Aber in der letzten Umarmung, die zwar nur Sekunden dauern darf, gibt sie ihm noch einmal so recht von Herzen ihre warme Hinneigung zu erkennen.

Das Taufefest.

Die Taufegesellschaft vom Heiletsboden hat sich nach Ablauf der heiligen Handlung mit andern Kirchgängern vom Berge durch eine kleine Wegzehrung im Wirtshause zum Störchli für den beschwerlichen Heimweg gestärkt. Niemand hat Eile, am wenigsten die Taufleute; denn es liegt für Urech Leu fest, daß zum mindesten die übliche Einkehrzeit innegehalten werden muß.

Es wird halblaut hin und her geschwatzt, und der besondere Anlaß bringt es mit, daß man am Taufetisch von ungefähr beim Golde anlangt. „Was würdest du anstellen, wenn du morgen beim Gartenumgraben so einen gelben Klotz finden würdest, ungefähr gleich groß wie ein mittleres Hausbrot?" fragt der Taufvater die Gotte Ros Amstein. Die muß sich nicht lang besinnen. Da würd' ich halt ein Aextlein nehmen und den Bollen mittenabeinander hauen. Die Hälfte wollt' ich dem Otto als Taufangebinde verehren, der andere Teil, und wenn's auch der kleinere wär', der würde für uns zwei lustig langen. Meinst du nicht, Johann?"

„Ja ja, das glaube ich auch", gibt der Hochzeiter aus einer kleinen Zerstreutheit heraus zurück, immerhin eilfertig, denn sie darf nicht merken, daß er die Frage gleichsam nur so aus der Ferne gehört hat. Seine Augen und seine Gedanken sind anderswo gewesen: bei der hübschen Eva Mai von der Strubegg, die zwischen den Gästen flink bedienend ab- und zugeht. Da ihr Vater früh starb und das elterliche Heimwesen auf der Strubegg in andere Hände fiel, kam sie gleich nach dem Schulaustritt zu Verwandten ins Unterland und war ihm mit der Zeit fast ganz aus Sinn und Denken gekommen. Seine Gewogenheit rechnet es ihr bereits als Verdienst an, daß es sie wieder in den Bannkreis des Berges gezogen hat; daneben muß er sich fleißig wundern, wie lieblich und zart sie in ihre schöne Zeit hineingewachsen ist. Manchmal, wenn sie das freundliche Scherzwort eines Gastes mit einem Lächeln quittiert, denkt er bei sich: Ach — so ein Lächeln müßte man sich als ganz alleiniges Eigentum von ihr in der Stille dürfen schenken lassen! —



Arthur Riedel: Badende Knaben.

Eigentlich eine sehr unverdienstliche Nebenbeschäftigung für einen, der verkauft und angebunden ist. So kehrt denn der angehende Hochzeiter je und je wieder mit einem Ruck in das ihm nun eben einmal vorgezeichnete Muß zurück. Wenn auch von seinem Bund mit der Kirschgartentochter außer ihr selbst niemand Wissen hat als Urech Leu, so genügt das reichlich. Es genügt ebensogut, wie wenn dem Wehrtanner ein besiegelter Vertrag in Händen läge, den er nachher in der Bergstube zu Guldiswil zu aller Leute Sicht an die Wand nageln könnte.

Nein, die Ros Amstein soll ihm heute abend in der Kirschgartenstube nicht vorwerfen, er habe sich als ein trokkener Götti aufgespielt, er verdiene auch als Hochzeiter Note zwei. Wie ist sie auf dem Talweg lieb und vertraulich zu ihm gewesen! Wohl gab sie sich vor den andern Mühe, ihr schwarzes Festkleid mit dem gebührlichen Ernst zu tragen, doch war ihre Feierlichkeit selbst in der Kirche vor dem Taufstein nur durch diese etwas frauenhaft steife Hülle beglaubigt. Bei jeder Gelegenheit gab ihm ein verstohlener Händedruck, ein schalkhafter Blick, eine geheimnisvoll sein sollende und doch unmißverständliche Anspielung von ihrem Verliebtsein und von ihrer hohen Glücksbereitschaft Kunde. Ihre Augen waren manchmal, wenn sie ihn ansah, ganz voll von süßer Verheißung: Oh, was wird mit uns zweien sein bald, bald! ...

Christian Baumgartner, Bern.

Der Täufling schläft in seinem von einem weißen Flor als von der ersten Hoffart überdeckten Tragkissenbettlein auf dem Kindlitisch in der Ofenecke. Auf diesem Tischlein haben auch Urech Leu und Hannes Fryner einmal gelegen, so gut wie die Kirschgarten-Rose und wohl auch die 56-jährige Hebammen-Gritte von Guldiswil, die den Wehrtannerbuben altem Herkommen gemäß heut in die Kirche getragen hat. Die Störchliwirtin heißt auf dem Berg nicht umsonst die Kindlimutter. Scherzweise verlautet es ja hin und wieder, das Alter der Störchin sei schuld, daß die Zahl der zum Taufstein getragenen Bergkinder mit jedem Jahr kleiner werde. Sei dem, wie ihm wolle, die freundliche Frau ist auch heute noch unerschöpflich an Trost und Rat, wenn so ein kleines Strampelkind die Taufleute knapp vor dem Taufakt durch Schreien und Zwängen schier zur Verzweiflung bringt. Sie weiß aber auch, wann es an der Zeit ist, etwa einem Vater oder Götti den Kopf zurechtzusetzen, sofern die Feststimmung — bisweilen nicht nur bei den Herren der Schöpfung — zu überborden droht, was dem halb in Vergessenheit geratenen Säugling leicht zum Verhängnis werden könnte. Sie hat außerdem ein einwandfreies Taufebüchlein angelegt, manchem Hochzeitspaar vom Berge Höchst hat sie am Trauungstage schwarz auf weiß nachweisen können, daß an einem gewissen Sonntag vor soundso viel Jahren Braut und Bräutigam — allerdings damals als unschuldige Wickelkinder — nebeneinander da auf dem Kindlitisch gelegen und zusammen fast das Haus heruntergekräht hätten. (Fortsetzung folgt.)

Zur Jubiläumsausstellung für Christian Baumgartner in der Berner Kunsthalle (6.—30. Juni).

Es bedeutet eine besondere Gunst des Schicksals, wenn ein Achtzigjähriger noch den Willen und die Spannkraft besitzt, der Oeffentlichkeit Rechenschaft abzulegen über sein Geleistetes und sein Erstrebtes. Herr Kunstmaler Christian Baumgartner ist diese Gunst zuteil geworden. Es war ihm vergönnt, in den schönsten Räumen der Kunsthalle anderthalbhundert seiner besten Aquarelle aus verschiedenen Schaffensperioden und eine kleinere Zahl Oelstudien und Skizzen zu einer Schau zusammenzustellen, die fast restlose Auskunft gibt über sein Künstlertum. Es fehlen vielleicht die Hinweise auf seine arbeits- und erfolgreiche Tätigkeit als Zeichner und Illustrator, in die Baumgartner nach seiner gewissenhaften Art gleichermaßen bestes Können legte.

Man könnte verwundert fragen, ob ihm, dem allbekannten und anerkannten Meister des Aquarells, diese Gunst nicht schon ein oder zwei Jahrzehnte früher als selbstverständliches Recht hätte zufallen sollen. Der so Fragende vergißt, daß Christian Baumgartner in seiner angeborenen Bescheidenheit nie großes Wesen von sich und seiner Kunst machen konnte und daß er sich nie in den Vordergrund gedrängt hat; daß er neidlos jüngeren Kollegen den Vortritt gelassen und sich ihres Erfolges gefreut hat. Dieser schöne Charakterzug hat die Atmosphäre der Sympathie geschaffen, in der sich der greise Künstler heute so schlicht und frei und ungehemmt bewegt.

So hat sich denn auch ein großer Freundes- und Verehrerkreis um den Jubilar versammelt, als am 6. Juni letzthin seine Ausstellung eröffnet wurde. Der Sekretär der Kunsthalle, Herr Dr. Huggler, begrüßte die Gäste und erläuterte Entstehung und Wesen der Ausstellung. Dann verlas er in Vertretung des verhinderten Verfassers die nachfolgende Ansprache:

Lieber Christian Baumgartner,
verehrte Damen und Herren!

In diesen Sommertagen wird der Senior unserer Bernerkünstler, Christian Baumgartner, 80 Jahre alt, und es sei einem Freunde und ehemaligen Schüler vergönnt, dem lieben Jubilar ein paar Worte des Dankes und der Anerkennung auszusprechen. Sie sollen kurz und bündig sein. denn der großen Bescheidenheit des Meisters, den wir heute feiern, wäre eine allzu große Lobpreisung gar nicht lieb. Aber das dankbare Bern, und die Kollegen des Künstlers möchten ihm heute doch ein Kränzlein der Verehrung widmen.

Wollen wir in all den Versuchen und des Wirrsals, in denen sich heute die Kunst in den meisten Ländern ergeht, Christian Baumgartners Schaffen richtig ermessen, so müssen wir uns in die Mitte der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts zurückversetzen. Damals war der Name Baumgartner als führender Aquarellist in aller Munde, und er glänzte neben Albert Anker, Paul Bouvier in Neuenburg, Sandreuter in Basel, als einer der besten Meister in diesem Fach.

Die Aquarellkunst war zu jener Zeit allmählich in einem etwas schablonenhaften Rahmen erstarrt. Sie altertümelte etwas stark. Da griff plötzlich wie ein frischer Quell, für die damalige Zeit mit verblüffender Realistik, Baumgartner in die abgestandene Malweise hinein, und zeigte ihr neue Möglichkeiten. Bald malte er die nahe Umgebung Berns, des Ober- und des Seelandes in den klarsten Farben eines herrlichen Frühlingstages, mit blühenden Bäumen und la-